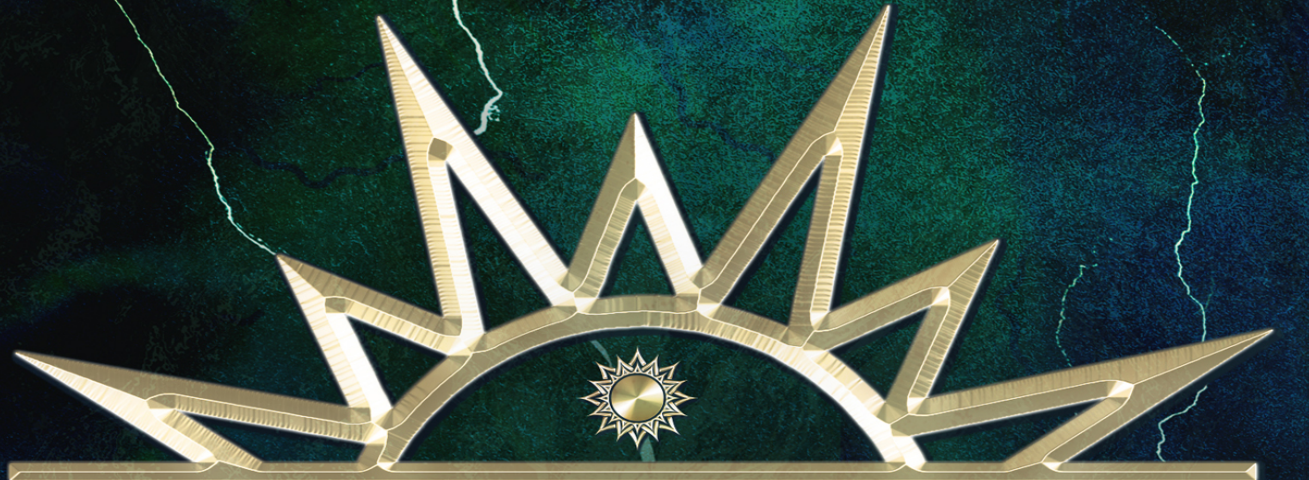


JOHANNA
DANNINGER



HEIRESS
OF
THUNDER
— AND —
LIGHTNING

I M ●
P R E
S S ●



Impress

Die Macht der Gefühle

Impress ist ein Imprint des Carlsen Verlags und publiziert romantische und fantastische Romane für junge Erwachsene.

Wer nach Geschichten zum Mitverlieben in den beliebten Genres Romantasy, Coming-of-Age oder New Adult Romance sucht, ist bei uns genau richtig. Mit viel Gefühl, bittersüßer Stimmung und starken Heldinnen entführen wir unsere Leser*innen in die grenzenlosen Weiten fesselnder Buchwelten.

Tauch ab und lass die Realität weit hinter dir.

Jetzt anmelden!



Jetzt Fan werden!



Johanna Danninger

Heiress of Thunder and Lightning (Celestial Legacy 1)

****Entfessele die tief in dir schlummernde Macht des Donners****

Die 17-jährige Dee hat für die Zeit nach der Highschool nur ein Ziel: endlich ihrem verhassten Heimatort in Nebraska zu entkommen. Doch als sie nach einer Spätschicht im Diner mitten in eine Straßenschlacht des Militärs stolpert, werden all ihre Pläne auf den Kopf gestellt. Nicht nur weckt ein seltsames Artefakt verborgene Kräfte in ihr, auch die streng geheime Militäreinheit Celestial Army Force möchte Dee rekrutieren. Dabei trifft sie auf den wortkargen Soldaten Jason, hinter dessen verschlossener Fassade mehr zu stecken scheint – und dessen Blick ihr tief unter die Haut geht ...

Wohin soll es gehen?



Buch lesen



Vita



© privat

Johanna Danninger, geboren 1985, lebt als Krankenschwester mit ihrem Mann, einem Hund und zwei Katzen umringt von Wiesen und Feldern im schönen Niederbayern. Schon als Kind dachte sie sich in ihre eigenen Geschichten hinein. Seit sie 2013 den Schritt in das Autorenleben wagte, kann sie sich ein Dasein ohne Tastatur und Textprogramm gar nicht mehr vorstellen. Und in ihrem Kopf schwirren noch zahlreiche weitere Ideen, die nur darauf warten, endlich aufgeschrieben zu werden!

Als das Universum noch jung war, gebar die Sonne unserer Galaxie die sieben Götter der Schöpfung. Zusammen formten sie die Erde und hauchten ihr Leben ein. Viele Jahrtausende lang begleiteten die Götter die Entwicklung ihrer Welt und erfreuten sich vor allem an der Menschheit. Doch allmählich wurden die Götter müde, darum gaben sie ihre Aspekte der Schöpfung an einige ausgewählte Menschen weiter, damit diese fortan das Leben auf Erden behüten konnten.

Somit waren die *Celestials* geboren und die Götter verschmolzen mit dem Himmel, wo sie seitdem ruhen und ihre geliebte Welt nur mehr aus weiter Ferne beobachten.

KAPITEL 1



Brütende Hitze lag über Minebrooke, Nebraska. Die Nachmittagssonne brachte den Asphalt zum Flimmern und ich fürchtete schon fast, die Reifen meines klapprigen Fahrrads könnten schmelzen, während ich durch die Kleinstadt fuhr.

Ich selbst schmolz definitiv. Meine Kellnerinnenuniform klebte mir unter meinem Rucksack eklig auf der Haut und mir standen Schweißperlen auf der Stirn. Der Fahrtwind brachte keinerlei Abkühlung mit sich. Die aufgeheizte Luft zwischen den kantigen Gebäuden der Mainstreet fühlte sich eher so an, als würde ich gegen einen riesigen Föhn anstrampeln.

Gott, ich hasste das. Für Sommerhitze war ich einfach nicht geschaffen. Ich war eher der nordische Typ – mit meinen blauen Augen und der hellen Haut. Nur dass ich nicht blond war, sondern von Natur aus rabenschwarzes Haar hatte. Was sich wiederum ganz toll machte unter der prallen Sonne, weil meine dunklen Strähnen die Strahlen hervorragend absorbierten und meinen Kopf effektiver aufheizten, als jede Föhnhaube es vermocht hätte.

In der Stadt war wenig los. Eigentlich war hier immer wenig los, doch aktuell wirkten die Straßen wie ausgestorben. Nur ein einziges Auto kam

mir auf der gesamten Strecke entgegen, obwohl mein Weg mich beinahe durch die ganze Ortschaft führte. Die meisten Leute versteckten sich lieber in den klimatisierten Gebäuden oder rekelten sich am See der nahe gelegenen Kiesgrube.

Die Pedale meines Fahrrads quietschten bei jedem Tritt. Die Geräusche schienen mein Elend untermalen zu wollen, denn freiwillig hätte ich mich bei dieser Affenhitze niemals auf den Drahtesel begeben. Aber es nutzte nichts, denn ein Auto hatte ich nicht und irgendwie musste ich ja zu dem Diner kommen, in dem ich jobbte. Und der Job wiederum musste sein, damit ich nach meinem Highschool-Abschluss mein College finanzieren konnte.

Noch ein Jahr, dachte ich. Nur noch ein einziges Jahr ...

Ich hasste mein Leben in Minebrooke noch sehr viel mehr als die Sommerhitze. Ich war hier geboren und aufgewachsen, doch diese Stadt war nie mein Zuhause gewesen. Sie war seit siebzehn Jahren mein Gefängnis. Nicht mehr und nicht weniger – und ich arbeitete hart dafür, diesem Knast zu entfliehen. Mit Collegebeginn würde ich die Fesseln durchtrennen, die mich hier festhielten. Würde meine Flügel ausstrecken und mir in der großen, weiten Welt einen Platz suchen, an dem ich mir das Leben aufbauen konnte, das ich mir wünschte.

Richtig. Mein Leben war praktisch ein Countrysong. Nur dass ich nicht aus der Kleinstadt rauswollte, um ein Star zu werden, sondern einfach nur einen soliden, anständig bezahlten Job brauchte, der mir eine solide, anständige Lebensführung ermöglichte. An irgendeinem Ort, meinetwegen auch wieder in einer Kleinstadt. Hauptsache, mich kannte dort niemand.

Ein Neubeginn als unbeschriebenes Blatt. Das war mein innigster Wunsch. Mein großer Traum, den ich zielstrebig verfolgte und der mich eben nun durch die zum Garofen mutierte Main Street trieb.

Die schlichten Reihenhäuser an der Hauptstraße waren in unterschiedlichen Farben gestrichen. Manche Ladenbesitzer hatten ihre Shop-Eingänge mit Blumentöpfen verschönert. Ein kleiner Park mit einem Pavillon in der Mitte markierte das Zentrum von Minebrooke. Insgesamt hätte das Städtchen hübsch aussehen können, wären die Fassadenfarben nicht schon seit Jahren ausgebleichen und die wenige Bepflanzung dürr und kraftlos geworden, weil die aktuelle Hitzewelle alles verbrannte.

Es war Anfang August und die Farmer sprachen bereits von katastrophalen Ernteaussfällen. Aber das taten sie beinahe jedes Jahr, bevor sich im Herbst herausstellte, dass alles doch nicht ganz so schlimm gewesen war wie befürchtet. Die Leute hier brauchten eben ein bisschen Drama. Sonst passierte ja auch nichts, worüber man hätte reden können.

Ich warf einen Blick über die Schulter und überquerte die menschenleere Straße. Mein altes Fahrrad schepperte bedenklich, als ich schwungvoll über die Bordsteinkante rumpelte und schließlich vor einem Supermarkt anhielt. Ich wollte noch ein paar Besorgungen machen, bevor ich die Spätschicht im Diner antrat.

Mein Fahrradständer war schon vor Jahren abgebrochen, darum lehnte ich den Drahtesel an einen Laternenmast. Ich trat in den Schatten des Dachvorsprungs. Dort spiegelte ich mich in einem der großen Schaufenster des Supermarkts und nutzte die Gelegenheit, um kurz an mir herumzuzupfen.

Mein Haar war schnell gerichtet, denn mein nagelneuer kinnlanger Fransenschnitt war überaus pflegeleicht. Durch meine leichten Naturwellen drehten sich die Spitzen ganz von selbst nach außen, wodurch ein adretter Schwung entstand. Leider klebte mir der fransige Pony auf der verschwitzten Stirn, aber insgesamt konnte die Frisur sich durchaus sehen lassen.

Vor allem wenn man bedachte, dass ich sie mir aus finanziellen Gründen selbst geschnitten hatte. Ein Hoch auf das digitale Zeitalter der Tutorials und natürlich meinen Mut, denn das hätte auch gewaltig schiefgehen können. Darum hatte ich Tag X des Kurzhaarprojekts in weiser Voraussicht auf den Beginn der Sommerferien gelegt. In der Schule hatte ich bereits genug Probleme. Da brauchte ich nicht auch noch mit einer missratenen Frisur das Gespött der anderen zu provozieren.

Das Spiegelbild im Schaufenster war leicht verschwommen. Wären meine Wangen nicht von der Hitze gerötet gewesen, hätte ich mit meinem extrem hellen Teint vermutlich wie ein Geist ausgesehen. *Porzellanhaut* nannte man das. Oder *Leichenblässe*. Je nachdem, wen man fragte.

In dem schemenhaften Abbild war das Blau meiner Augen nicht gut zu erkennen. Das helle Rosa meiner Kellnerinnenuniform jedoch umso mehr. Ganz im Stil der Fünfzigerjahre mit feinen Längsstreifen und knielangem Rock. In Kombination mit meiner schneeweißen Haut natürlich der totale Albtraum, aber dagegen konnte ich nichts ausrichten.

Ich wandte mich von meinem Antlitz ab und gelangte mit wenigen Schritten zur Eingangstür des Supermarkts. Im Inneren empfing mich die wohltuende Kälte der Klimaanlage. Es war mucksmäuschenstill. Nicht einmal das Radio lief. An einer der insgesamt drei Kassen saß Mrs Norton und blickte gelangweilt von ihrer Zeitschrift auf. Ich schien aktuell die

einzigste Kundin zu sein. Zumindest konnte ich auf die Schnelle niemand anderen sehen oder hören.

Mrs Norton arbeitete schon hier, seit ich denken konnte. Und ebenso lange begegnete sie mir bereits mit dem gleichen argwöhnischen Gesichtsausdruck, den sie jetzt auch an den Tag legte. Jedes verdammte Mal, obwohl ich noch nie etwas getan hatte, womit ich diesen Argwohn verdient hätte.

Okay. Einmal war mir versehentlich ein Marmeladenglas auf den Boden gefallen. Aber ich hatte die Sauerei eigenhändig beseitigt und die Marmelade bezahlt. Ohne Aufforderung. Ich fand, das war ein durchaus lobenswertes Verhalten.

Mrs Norton war offensichtlich anderer Meinung, denn die gleiche Miene hätte sie vermutlich auch aufgelegt, wenn gerade eine Gruppe randalierender Kids eingetreten wäre.

»Hi, Mrs Norton«, grüßte ich trotzdem freundlich, so wie ich es immer tat.

Sie nickte nur knapp und wandte sich wieder ihrer Zeitschrift zu.

Dumme Kuh. War nicht einmal zu einem Mindestmaß an Höflichkeit fähig, aber mich wie eine Aussätzige behandeln.

Ich schnappte mir einen Einkaufskorb vom Stapel und trat in den ersten Gang. Die Fläche des Verkaufsraums war eigentlich zu klein für die Fülle des Angebots, darum standen die hohen Regale sehr eng beieinander. Stellenweise waren noch Wagen mit reduzierten Waren in den Fluren geparkt, sodass kaum noch ein Durchkommen war oder sich gar eine Sackgasse formte.

Zielstrebig wanderte ich im Zickzack durch den vertrauten Laden und klaubte meine Einkäufe in den Korb. Es war so still, dass ich selbst im

hinteren Teil noch das leise Knistern der Magazinseiten hören konnte, wenn Mrs Norton vorn umblätterte. Dementsprechend laut erklangen auch meine eigenen Bewegungen.

Ich spazierte zu den Regalen mit den Drogerieartikeln. Ich musste bis nach ganz hinten durchgehen, weil sich dort mein überlebenswichtiger Sunblocker befand. Oder befinden sollte, denn in dem gewohnten Fach zeigte sich gähnende Leere.

Missmutig schürzte ich die Lippen, weil ich nun zu den deutlich teureren Produkten greifen musste. Oder sollte ich Mrs Norton fragen, ob sich noch etwas im Lager befand? Lieber nicht. Je weniger ich mit ihrem argwöhnischen Blick konfrontiert wurde, desto besser für mich. Das regte mich nur wieder auf, wo ich doch ohnehin nichts daran ändern konnte.

Als ich gerade die Hand nach einer quietschgelben Flasche ausstreckte, hörte ich die Ladentür aufgehen. Albernes Gekicher erklang. Ein Mädchen sagte etwas, woraufhin das Gegacker noch mehr anschwell.

Ich erstarrte augenblicklich zur Salzsäule, denn diese Stimme würde ich überall erkennen.

Stacy Cooper. Meine Mitschülerin und ungekrönte Königin der Highschool inklusive hirnerbranntem Gefolge. Genau die Gruppe Weiber, die es sich zum Ziel gesetzt hatte, mir die Schule zur Hölle zu machen.

Nun, eigentlich hatte es sich nur Stacy zum Ziel gesetzt, doch ihr persönlicher Hofstaat besaß keinen eigenen Willen, darum taten diese Mädels es ihr eben gleich.

Verdammt!

Hektisch sah ich zu dem Gitterwagen, der mir aktuell den Fluchtweg versperrte. Es war zu spät, um die Bremsen zu lösen und ihn einfach

wegzuschieben, denn das Getrappel diverser Sommerschühchen auf dem Hauptflur war schon auf Höhe meiner Regalreihe angekommen. Ich konnte nur hoffen, dass der Schwarm an mir vorbeitrieb, ohne mich zu bemerken. Da die Make-up-Artikel in dem Gang hinter mir waren, standen meine Chancen recht gut.

Ich hielt also ganz still, stierte die Cremeflaschen vor mir an und versuchte möglichst gut mit dem Hintergrund zu verschmelzen. Wie ein Chamäleon. Oder wie ein Opossum, das sich angesichts seines Feindes tot stellte.

Darauf war ich ganz sicher nicht stolz, aber die Erfahrung hat mich gelehrt, dass es das Beste für mich war, Stacy Cooper aus dem Weg zu gehen. Ich hatte diverse Strategien im Umgang mit dieser gehässigen Ziege ausprobiert. Mit eher mäßigem Erfolg, denn ich war weder verbal noch physisch besonders schlagfertig. Darum wusste ich, dass keine Konfrontation eben die einzig wahre Lösung für mein Problem war.

Als die quasselnde Gruppe schließlich auf direktem Wege in meinen Gang einbog, wäre ich tatsächlich fast vor Schreck wie ein Opossum umgefallen.

Stocksteif stand ich mit klopfendem Herzen da, während ich im Augenwinkel fünf Teenager-Mädels näher kommen sah. Selbst in meinem eingeschränkten Sichtfeld erkannte ich, dass Stacy inmitten des Pulks nicht wirklich mit den hohen Absätzen ihrer Sandalen klarkam. Sie stakste daher wie eine Idiotin in ihren knappen Hotpants und mit ihrem hohen Pferdeschwanz, der durch ihre abgehackten Schritte wild hin- und herschwang, als würde sie mit ihrem hellbraunen Schopf tatsächlich Fliegen verscheuchen.

Die Clique blieb ungefähr in der Hälfte des Flurs stehen und versammelte sich vor einem Regal. Mein Tarnmodus schien interessanterweise zu funktionieren, denn obwohl uns nur ein paar Meter trennten, hatte mich keine bemerkt. Damit das auch so blieb, wagte ich kaum mehr zu atmen, während ich angespannt ausharrte.

»Welche soll ich denn nehmen, Stacy?«, fragte Debbie Morgan verunsichert.

Debbie war eigentlich immer verunsichert. Sie war der Inbegriff einer Mitläuferin, die nie gelernt hatte sich eine eigene Meinung zu bilden, weil sie zeit ihres Lebens im Schatten der Stärkeren herumschlich. Sie verbog sich lieber, bis sie sich das Kreuz brach, anstatt sich aufzurichten und ihren eigenen Weg zu gehen. Denn solange sie hinter der Königin blieb, konnte sie ja nicht in deren Fokus geraten.

Feige Kuh.

Dachte diejenige, die in Toter-Mann-Stellung vor den Sunblockern verharrte ...

Ich presste die Lippen zusammen und blieb trotz dieser beschämenden Selbsterkenntnis in meiner Starre. Mein Selbsterhaltungstrieb war aktuell einfach größer als mein Mut.

»Also«, setzte Stacy mit gewichtiger Stimme zu einer Antwort an. »Ich kann dir auf jeden Fall die Gefühlsechten empfehlen. Vergiss den ganzen Noppen- und Rillenkram. Das braucht es nicht, wenn er einigermaßen weiß, was er tut.«

Alles klar, daher das wilde Gegacker beim Betreten des Ladens. Debbie plante das große Ereignis, das jeder jungen Frau früher oder später bevorstand. Welch ein Glück sie doch hatte, sich von Stacy beraten lassen zu können, die sich zweifellos erhaben in ihrer Rolle als Sexguru fühlte.

»Und wenn er es nicht weiß?«, hakte Debbie nervös nach.

»Ach, das weiß er bestimmt«, tat Stacy ab. »Er ist ein paar Jahre älter als du und viel erfahrener. Darum habe ich dir ja empfohlen, es beim ersten Mal auf keinen Fall mit einem der Jungs aus unserer Schule zu machen. Wenn es gut sein soll, brauchst du einen Mann. Keinen pickeligen Teenager, der schon abfeuert, bevor er überhaupt drin ist.«

Der gesamte Hofstaat gackerte über ihren derben Scherz. Debbies Lachen klang ein wenig hysterisch. »Nee, das brauch ich echt nicht.«

»Genau. Hier, nimm die Packung hier. Und keine Sorge, es wird bestimmt super. Immerhin ist er nicht nur ein Mann, sondern auch noch ein GI. Die wissen ganz genau, wo's langgeht.«

Erneut erschallte kollektives Gegacker.

Ich hingegen runzelte skeptisch die Stirn. Das US-Militär unterhielt in der Nähe von Minebrooke einen Ausbildungsstützpunkt. Die jungen Männer aus Fort Ridge hatten bei ihren Ausgängen an den Wochenenden schon so manches Mädchenherz im Sturm erobert. Und ebenso schnell wieder gebrochen. Im Grunde war es bereits seit Jahren Tradition, dass sich die Mädels der oberen Jahrgangsstufen regelmäßig auf der Schultoilette die Augen ausheulten, weil wieder mal irgendwelche Versprechen nicht eingehalten worden waren. Ich hatte nie verstanden, warum die älteren Schülerinnen immer wieder den gleichen Fehler begingen, wo diese Gefahr doch ständig eindrucksvoll in der Mädchentoilette widerhallte. Jetzt wo ich in ebenjenem Alter angekommen war, verstand ich es erst recht nicht.

Dass Stacy ihre Freundin nun regelrecht in ihr Verderben drängte, war nicht nachvollziehbar. Zumal es mir nicht so vorkam, als wäre Debbie wirklich überzeugt von ihrem Vorhaben. Ich vermutete, dass es sich um

einen klassischen Fall von Gruppenzwang handelte. Debbie war zumindest genau der Typ dafür.

Tja, sollte nicht mein Problem sein. Ich hatte genug mit meinen eigenen zu tun.

»Jetzt holen wir dir noch einen passenden Lippenstift«, befahl die Königin.

Die Gruppe schickte sich zum Gehen an. Innerlich atmete ich bereits erleichtert auf. Da war ich ja ausnahmsweise mal glimpflich davongekommen.

»Na, sieh sich das einer an«, säuselte Stacy da lauernd. »Delilah Porter.«
Shit ...

Ich zuckte zusammen, als hätte sie mich gerade angeschrien. Gleich darauf straffte ich meine Gestalt und warf der Clique einen Blick zu. »Hey, Leute.«

Nach meinem unverbindlichen Gruß wandte ich mich wieder den Sunblockern zu, nahm eine Flasche heraus und studierte eingehend das Etikett.

Natürlich war es damit nicht getan. Ich spürte, wie Stacys Blick sich in mich hineinbohrte, bevor sie fragte: »Was ist mit deinen Haaren passiert? Musstest du dir einen Kaugummi rausschneiden?«

»Ich wollte was Neues ausprobieren«, erwiderte ich mit gezwungener Ruhe.

»Das ist ja wohl schiefgegangen. Sieht total beschissen aus.«

Der Hofstaat kicherte.

Ich legte bedächtig meinen Sunblocker in den Einkaufskorb und wandte mich zum Gehen. Direkt auf die Gruppe zu, obwohl ich viel lieber über den Gitterwagen auf der anderen Seite gesprungen wäre.

Ich hielt es für klüger, den gehässigen Kommentar einfach zu ignorieren, und wahrte eine ausdruckslose Miene, bis ich bei ihnen angekommen war. »Darf ich mal vorbei?«

Die Clique tat nichts dergleichen. Debbie trat sogar einen winzigen Schritt zur Seite, um eine kleine Lücke zu schließen, durch die ich sowieso nicht gepasst hätte.

Meine Knie zitterten bedenklich, während Stacy mich mit überheblichem Blick musterte und sich offenkundig weitere Beleidigungen zurechtlegte. Nicht zum ersten Mal keimte der Drang in mir auf, ihr einfach das dumme Gesicht zu zerkratzen. Aber ich wusste, dass der Schuss nur nach hinten losgehen würde. Unter anderem weil ihre Fingernägel bedeutend länger waren als meine.

»Du arbeitest also immer noch im Diner?«, fragte Stacy.

Welch intelligente Schlussfolgerung, dachte ich zynisch. »Ja.«

»Was verdient man denn dort so in einer Stunde?«

Mir war nicht klar, wo das nun hinführen sollte, doch dem lauernden Tonfall nach zu nichts Gutem. Weil Stacy mich abwartend ansah, zwang ich mich zu einer einigermaßen neutralen Gegenfrage: »Suchst du einen Ferienjob, oder warum fragst du?«

Sie lachte abschätzig. »Sicher nicht. Und wenn, dann würde ich etwas Würdevolleres auswählen.«

Klar. Weil Bedienung ja bekanntlich so ein unehrenhafter Job war.

Meine Finger krallten sich fest um den Griff des Einkaufskorbs, während ich diverse scharfe Erwidierungen hinunterschluckte und dünn lächelte. »Verstehe. Könnt ihr mich jetzt bitte vorbeilassen?«

Konnten sie nicht, denn Stacy war noch nicht fertig mit mir.

»Ich wundere mich nur, dass du in einem Diner buckelst«, sagte sie bedächtig. »Immerhin gäbe es für dich doch einen viel lukrativeren Job. Oder will deine Mom ihre Kundenliste nicht herausrücken?«

Ein schmerzhafter Stich fuhr durch meinen Brustkorb. Ich starrte Stacy bebend an. »Meine Mutter ist keine Prostituierte.«

»Nein? Sag bloß, sie nimmt nicht mal Geld dafür, dass sie für halb Minebrooke die Beine breitmacht.«

»Das ist nicht wahr«, zischte ich.

»Ach so? Dann nimmt sie also doch Geld dafür?«

Meine Fingerspitzen zuckten, weil ich ihr abermals dieses bescheuerte Grinsen aus dem Gesicht kratzen wollte. Gleichzeitig suchte ich nach einer gepfefferten Antwort, aber ich fand keine. Und dazu stiegen mir auch noch Tränen der Wut spürbar in die Augen. Ein Anblick, den ich Stacy auf gar keinen Fall gönnte.

Ich fragte nicht noch einmal, ob sie mir den Weg freimachen könnten. Ich sagte einfach gar nichts mehr, senkte den Kopf und drängte mich durch den gackernden Hofstaat.

Das hämische Gelächter hallte durch den ganzen Laden, als ich mit aufeinandergepressten Zähnen an die Kasse zu Mrs Norton trat und meine Einkäufe aufs Band legte. Sie musste alles ganz genau mit angehört haben, doch sie blickte nicht einmal zu mir auf. Nur in meinen Rucksack wollte sie hineinsehen. Das wollte sie immer. Ich hatte in meinem ganzen Leben noch nichts geklaut, ganz im Gegensatz zu meinen Mitschülern, aber für Minebrooke zählte das nicht. Es zählte nur, dass ich war, wer ich eben nun mal war.

Die Tochter von Susan Porter.

Meine Mom war gemeinhin als Alkoholikerin bekannt. Dazu kam noch, dass sie alleinstehend, gut aussehend und bei ihren zahlreichen Abenden im Pub als leicht zu haben galt, was ihr zudem den Status der Stadtschlampe einbrachte.

Ich hasste es, dem Ruf meiner Mutter nicht viel entgegensetzen zu können. Fakt war, dass sie eine schreckliche Person war, die ihr Leben nicht auf die Reihe bekam. Lieber suhlte sie sich in Selbstmitleid und ertränkte ihr elendiges Leben in Alkohol, anstatt sich um sich selbst zu kümmern. Oder um mich.

Erziehung im allgemeinen Sinne kannte ich nicht. Fürsorge erst recht nicht. Im Grunde hatte ich mich selbst großgezogen und es grenzte an ein Wunder, dass ich trotzdem nicht auf die schiefe Bahn geraten war, so wie die Minebrooker es gern gesehen hätten.

Mit zittrigen Fingern stopfte ich meine Einkäufe in den Rucksack, bezahlte und verließ ohne ein Wort des Abschieds den Laden. Die Nachmittagshitze empfing mich wie eine sengende Wand. Trotzdem war die Hitze in meinem Inneren noch sehr viel größer.

Ich war wütend. Auf alles und jeden. Doch vor allem auf mich selbst, dass ich nicht eine einzige schlagfertige Antwort zustande gebracht hatte. Aber was hätte das denn geändert? Absolut gar nichts. Es hätte die Konfrontation nur in die Länge gezogen und letztlich wäre ich dann trotzdem mit tränennassen Augen abgehauen.

Verbittert wischte ich mir übers Gesicht und schwang mich auf mein rostiges Fahrrad. Hart trat ich in die Pedale. Das trieb mir zwar innerhalb von Sekunden erneut den Schweiß auf den Rücken, aber es half mir auch mich abzureagieren.

Stacy war es nicht wert, mich aufzuregen. Sie war doch eh nur eine Provinzkuh, die nie aus Minebrooke herauskommen würde und ihre frustrierende Ehe bis an ihr Lebensende mit Klatsch und Tratsch über andere frustrierende Ehen aufbessern würde. Sie hatte nicht einen einzigen meiner Gedanken verdient und ihre Meinung war sowieso einen Scheiß wert.

Nur noch ein Jahr, hallte mein inneres Mantra durch meinen Kopf.

Minebrooke war nicht sonderlich groß und weil ich wie besessen in die Pedale trat, erreichte ich das Diner innerhalb weniger Minuten. Es befand sich am Stadtrand, umgeben von schmucklosen Lagerhallen und kleineren Gewerbebauten. Verschwitzt und außer Atem rollte ich auf den Parkplatz, fuhr zur Hinterseite und sprang im Schatten des kastenförmigen Gebäudes vom Fahrrad. Ich lehnte es wie immer an einen der großen Müllcontainer, bevor ich mir den Rucksack abschüttelte.

Nur wenige Meter neben mir donnerte ein Truck über den Highway. Es war die einzige Bundesstraße, die Minebrooke tangierte. Von daher nicht der schlechteste Ort für ein Schnellrestaurant.

Ich wandte mich zum Hintereingang und zupfte unterwegs an mir herum, um nicht direkt wie eine Aussätzige im Diner aufzuschlagen. Die Uniform klebte mir eklig am Rücken, doch die Klimaanlage im Inneren würde das schnell wieder regeln.

Nachdem mein Spiegelbild nicht mehr aussah, als wäre ich direkt einem Windkanal entstieg, drückte ich schließlich die Tür auf und betrat den unbeleuchteten Flur dahinter. Sofort legte sich die wohltuende Frische der gekühlten Luft um mich. Der eindringliche Geruch nach Frittierfett war nicht ganz so angenehm, aber erfahrungsgemäß würde ich den in ein paar Minuten gar nicht mehr wahrnehmen.

Ich ging in den winzigen Personalraum, schob meinen Rucksack in den Spind und band mir eine frische Schürze um. Sie war schneeweiß, mit albernem Rüschen an den Rändern, um den Retrostyle des Diners zu wahren. Aber darüber wollte ich mich nicht beschweren, solange wir nicht auf Rollschuhen herumsausen mussten. Ein Gedanke, den mein Chef tatsächlich erst kürzlich an den Tag gelegt hatte, was von der Belegschaft Gott sei Dank schnell abgeschmettert worden war.

Abschließend pinnte ich mir mein silbernes Namensschildchen an die Brust, trat zurück in den Flur und gelangte mit wenigen Schritten in die Küche. Carlos, unser betagter Koch, stand an einer der Edelstahlarbeitsflächen und schälte Zwiebeln. Dabei summt er vergnügt vor sich hin. Das machte er eigentlich immer. Das Gesumme war so etwas wie sein Markenzeichen.

Wir wechselten ein paar Worte auf Spanisch. Carlos war unserer Sprache durchaus mächtig, doch der gebürtige Mexikaner sah es als seine Pflicht an, mir zu einem guten Abschluss in Spanisch zu verhelfen, indem wir uns ausschließlich in seiner Landessprache unterhielten. Ich war durchaus dankbar dafür, doch da sich unsere Dialoge vorwiegend auf die Arbeit bezogen, blieben meine Noten weiterhin eher durchschnittlich. In den Tests wurde eben nur bedingt abgefragt, wie man Cheeseburger ohne Gürkchen auf Spanisch orderte.

Durch eine Schwingtür gelangte ich hinter den Tresen des Gastraums. Jeder Zentimeter des Diners erfüllte das Klischee eines amerikanischen Schnellrestaurants. Angefangen bei der langen Bar mit den runden Hockern über die kunstlederüberzogenen Sitzbänke der Vierertische und die Bodenkacheln im Schachbrettmuster bis hin zu meiner Kollegin Alice, die gerade einem Mann am Tresen Kaffee nachgoss.

Alice war tatsächlich der Inbegriff einer Diner-Bedienung. Sie war Mitte fünfzig, trug ihr braunes Haar stets in der gleichen Hochsteckfrisur und hatte einen imposanten Busen, der ihr mütterliches Gemüt wunderbar untermalte. Genau wie ihre Angewohnheit, jeden mit »Schätzchen« anzusprechen. Wenn sie richtig gut drauf war, benutzte sie auch mal »Darling«. Jedenfalls war sie die Art von Kellnerin, die jedem Gast problemlos das Gefühl vermittelte, zu Hause bei Mama am Tisch zu sitzen.

»Hey, Alice.« Ich trat zur Kasse und nahm einen leeren Geldbeutel aus der Schublade darunter. »Sorry, ich bin ein wenig spät dran.«

»Und trotzdem noch pünktlich. Wie immer, Schätzchen.«

Streng genommen war ich eine Minute zu spät, aber die gutmütige Alice hätte auch nichts gesagt, wäre es eine halbe Stunde gewesen. Zumal ohnehin nichts los war, was zu dieser Uhrzeit der Normalität entsprach. Der große Ansturm würde erst später kommen und selbst das konnte man an den meisten Tagen eher als laues Lüftchen bezeichnen, das zu zweit locker zu bewältigen war.

Wirklich stressig war meine Arbeit selten. Was schade war, denn dementsprechend langsam kroch die Zeit dahin. Außerdem bedeutete weniger Kundschaft auch weniger Trinkgeld und bei meinem lächerlichen Stundenlohn war ich genau darauf angewiesen.

Schon nach kurzer Zeit war die aufwühlende Begegnung im Supermarkt fast vergessen. Das Diner war einer der wenigen Orte, an denen ich mich einigermaßen wohlfühlte. Das lag hauptsächlich daran, dass ich hier akzeptiert wurde. Obwohl all meine Kollegen wussten, wessen Tochter ich war, behandelten sie mich durchweg anständig. Alice hatte ihre Gluckenflügel gleich am ersten Tag über mich ausgebreitet und

die wenigen abwertenden Meinungen, von denen ich mitbekommen hatte, im Keim erstickt. Danach hatte ich mich durch viel Fleiß, Pünktlichkeit und notorische Freundlichkeit als allseits beliebte Mitarbeiterin etablieren können.

Im Radio lief ein beliebter Rock-'n'-Roll-Klassiker und ich nickte zum Takt der Musik, während ich im Kassensystem eine bezahlte Rechnung quittierte. Geübt flogen meine Finger über die Tasten und aus dem Augenwinkel bemerkte ich, dass die Vordertüren aufglitten.

Zwei junge Soldaten kamen herein. Die beiden waren nicht viel älter als ich und gehörten vermutlich zu den neueren Rekruten aus Fort Ridge. Sie waren also genau von dem Format, dem die Mädels meiner Jahrgangsstufe reihenweise zum Opfer fielen.

Ich musterte die beiden unauffällig. Der eine war sehr groß und gertenschlank. Die Military-Cap verdeckte einen Großteil seiner kurz geschorenen Haare. Der Namensaufnäher an seiner Uniformjacke nannte ihn in Großbuchstaben *Swanson*. Vorname oder Rang waren nicht darauf vermerkt. Auf der anderen Brustseite war nur *US Army* eingestickt.

Sein Kumpane – oder wie auch immer man das nannte – war ein wenig kleiner, überragte mich aber vermutlich trotzdem um fast einen ganzen Kopf. *MacElroi* stand auf seiner Jacke. Seine breiten Schultern sprachen von ausgedehntem Training und ließen unschwer erahnen, dass sich ein recht ansehnlicher Körperbau unter der Camouflage seiner Uniform verbarg.

Bestimmt ebenso ansehnlich wie sein Gesicht, das vom Schatten eines Dreitagebarts geziert war. Die Stoppel betonten hervorragend den eleganten Schwung seiner Wangenknochen. Braunes Haar lugte unter

seiner Cap hervor. Seine Augen waren von einem solch hellen Blau, dass ich die Farbe selbst auf die Entfernung erkennen konnte.

Was vermutlich daran lag, dass ich MacElroi gerade angaffte wie eine Vollidiotin. Zum Glück ertappte ich mich selbst dabei, bevor er es bemerkte.

Hastig senkte ich den Blick wieder zur Kasse vor mir, um den Registriervorgang abzuschließen. Dabei dachte ich bei mir, dass ich doch auch irgendwie verstehen konnte, warum meine Mitschülerinnen so auf die Soldaten flogen. Dieses Auftreten in Uniform hatte schon was. Vermutlich sprach das die verbliebenen Instinkte der Urzeitfrau an, die unbewusst nach einem Krieger Ausschau hielt, der das Feuer in der Höhle zu verteidigen wusste. Oder so was in der Art.

Jedenfalls musste ich Stacy zu meiner Schande ausnahmsweise mal recht geben. Die Jungs an meiner Schule konnten mit diesen Rekruten definitiv nicht mithalten. Es lagen zwar nur wenige Jahre Altersunterschied dazwischen, doch das dort waren zweifellos junge Männer, während meine Mitschüler noch pubertierende Kerle auf dem Weg dorthin waren.

»Ich fasse es nicht«, murrte MacElroi kopfschüttelnd. »Redcliff wird uns die Hölle heißmachen, wenn wir zu spät kommen. Nur wegen eines Cheeseburgers.«

Swanson schnalzte tadelnd mit der Zunge. »Nicht nur irgendein Cheeseburger. Angeblich der beste der ganzen Stadt. Diese Behauptung muss ich natürlich überprüfen.«

»Das hättest du auch beim nächsten Ausgang tun können.«

»O nein, solche Testläufe dulden keinen Aufschub«, erwiderte Swanson vergnügt und trat an den Tresen. »Außerdem sollte man generell jede

Gelegenheit am Schopf packen, die einem das Leben bietet. Selbst wenn es nur ein Cheeseburger ist.«

Alice hatte den beiden offen entgegengeblickt und schmunzelte selbstbewusst in ihrer gewohnten Diner-Manier. »Ganz recht, Schätzchen. Vor allem wenn die Gerüchte ausnahmsweise mal wahr sind und es sich tatsächlich um den besten Cheeseburger der Stadt handelt.«

»Hört, hört.« Swanson bedachte MacElroi mit einem überlegenen Blick, den dieser nur mit einem genervten Augenrollen quittierte. Unbeeindruckt davon drehte Swanson sich wieder zu Alice, stützte sich lässig mit den Unterarmen am Tresen ab und lächelte breit. »Nun, Lady, ich hoffe, Sie spielen gerade nicht leichtfertig mit den Erwartungen eines kleinen, hungrigen Mannes.«

»So klein bist du doch gar nicht, Süßer.«

Meine Mundwinkel zuckten amüsiert. Um von Alice »Süßer« genannt zu werden, musste man ihr schon besonders sympathisch sein. Swanson hatte sich diesen Titel mit wenigen Worten verdient. Vielleicht hatte er damit sogar einen Rekord aufgestellt. Verstehen konnte ich es jedenfalls, denn dieser Swanson hatte eine ungemein sonnige Ausstrahlung, die man einfach mögen musste.

Ganz im Gegensatz zu MacElroi, der mit verschränkten Armen im Hintergrund wartete und keinen Hehl daraus machte, dass die kleine Flirterei nur noch mehr kostbare Zeit vergeudete. Seine aufrechte Körperhaltung, gepaart mit den geschmeidigen Wölbungen seiner angespannten Oberarmmuskeln, war ziemlich beeindruckend. Außerdem schaute er so finster drein, dass sogar ich nervös wurde, obwohl ich gar nicht in das Gespräch involviert war.

Ich erschrak, als MacElrois Augen plötzlich zu mir zuckten. Nun hatte er mich doch beim Starren erwischt. Hastig sah ich weg und fragte mich, wann ich eigentlich mitten in der Bewegung innegehalten hatte, um ihn wieder anzuglotzen. Meine Hand schwebte sogar noch über den Tasten.

Mein Gott. Offenkundig war ich keinen Deut besser als meine Mitschülerinnen. Peinlich, echt.

Während ich mich zusammenriss, führten Swanson und Alice ihr lockeres Tresengeplänkel fort.

»Ich mag hochgewachsen sein«, sagte er dramatisch, »aber im Inneren bin ich ein sensibles Kerlchen. Also, liebe Alice, brechen Sie mir ja nicht das Herz.«

»Das würde ich im Traum nicht wagen. Was genau darf ich dir denn nun einpacken, Süßer? Nur einen Cheeseburger?«

»Guter Einwand. Ich nehme wohl besser gleich zwei mit.«

»Eine kluge Entscheidung.« Alice rief die Bestellung durch die Küchendurchreiche zu Carlos. »Delilah? Kannst du bitte kassieren? Ich geh Carlos kurz zur Hand, damit's schneller geht. Der Hübsche da hinten scheint es ja recht eilig zu haben.«

Swanson lachte auf, während MacElroi nur noch grimmiger dreinblickte. »Sehr umsichtig, Alice, vielen Dank. Aber keine Sorge. Der *Hübsche* neigt zur Übertreibung und soll sich lieber mal entspannen.«

Alice grinste und verschwand trotzdem in der Küche. Unterdessen tippte ich die zwei Cheeseburger in die Kasse ein und sah erst auf, als Swanson bereits vor mir stand. Der Kerl war echt riesig und ich musste den Kopf in den Nacken legen, um ihm überhaupt in die Augen sehen zu können.

»Hi«, sagte er lächelnd.

»Hi«, erwiderte ich knapp. Er war zweifellos sympathisch, aber dass ich so weit zu ihm hochblicken musste, beunruhigte mich dann doch irgendwie. »Vier Dollar zwanzig.«

Er reichte mir einen Geldschein. Ich spürte, dass er mich eingehend musterte, während ich mit wachsender Nervosität das Wechselgeld herauszählte und ihm anschließend hinhielt. Weil er nicht gleich danach griff, blickte ich erneut zu ihm auf.

»Wow«, staunte er. »Du hast echt große Augen.«

Bitte was?

Ich blinzelte überfordert, weil ich keine Ahnung hatte, was ich mit dieser Aussage anfangen sollte. Wie eine Anmache hatte es jedenfalls nicht geklungen. Eher wie eine bloße Feststellung. Da ich aber nicht sehr erfahren in Sachen Flirt war, könnte ich mich auch irren. Obwohl ich mir durchaus im Klaren darüber war, dass man normalerweise die Schönheit der Augen ansprach und nicht deren Größe.

»Äh«, bekam ich schließlich heraus. »Danke?«

Swanson schmunzelte und zupfte nur die Scheine aus meinen Fingern. »Gern geschehen. Aber dir hat doch sicher schon mal jemand gesagt, dass du besondere Augen hast.«

Besondere Augen oder besonders *große* Augen? Darin lag schließlich ein kleiner Unterschied. Oder? Gütiger Himmel, wo blieb Alice denn so lange?

Ich räusperte mich verlegen. »Tja, also die Größe meiner Augen hat zuvor noch nie jemand kommentiert.«

»Wirklich nicht?« Swanson legte überrascht den Kopf schief. »Dabei fällt einem doch sofort auf, dass du die Augen einer Mangaprinzessin hast. Ist dir doch auch gleich aufgefallen, oder, Jason?«

Damit war MacElroi gemeint, der mich kurz anschaute und dann genervt mit den Schultern zuckte. »Kann schon sein.«

Eine Mangaprinzessin? Man hatte mich im Laufe meines Lebens schon als vieles bezeichnet, aber das hörte ich zum ersten Mal. Da ich nicht sehr viel über japanische Comics wusste, war ich nicht sicher, ob ich mich nun geschmeichelt oder beleidigt fühlen sollte. Swanson wirkte allerdings nicht so, als hätte er mich damit kränken wollen.

Weil ich nicht den blassesten Schimmer hatte, wie ich darauf reagieren sollte, hielt ich ihm nur auffordernd die Münzen seines Wechselgelds hin. Er schüttelte jedoch mit freundlichem Lächeln den Kopf. »Für eure Trinkgeldkasse.«

»Danke«, murmelte ich und zog meine Hand zurück.

Da kam endlich Alice mit den eingepackten Cheeseburgern aus der Küche. Sofort glitt Swansons Aufmerksamkeit von mir ab, was mir die Gelegenheit gab, mich mit einem tiefen Atemzug zu sammeln. Dabei kreuzte sich zufällig mein Blick mit Jasons. Nur für den Bruchteil einer Sekunde, bevor er auch schon wieder ungeduldig zu Swanson sah, der munter mit Alice schäkerte. Meine großen Augen schienen ihn nicht weiter zu interessieren.

Ich war immer noch verwirrt, als Swanson sich schließlich zum Gruß an die Cap tippte. »Schönen Tag noch, die Damen. Ich bin sicher, wir sehen uns wieder.«

»Na, das will ich hoffen, Süßer«, erwiderte Alice augenzwinkernd.

Mein schlichtes »Tschüss« klang natürlich bei Weitem nicht so souverän. Wahrscheinlich hörten die beiden es gar nicht mehr, denn Jason MacElroi war bereits zur Tür gestürmt, da hatte Swanson noch nicht einmal die Hälfte der Strecke überwunden.

»Verdammt, Danny!«, herrschte Jason ihn aus dem Rahmen der Schiebetür heraus an. »Du willst unbedingt Ärger mit Redcliff, oder?«

»Jetzt bleib mal locker«, antwortete Swanson tiefenentspannt. »Der soll nicht ...«

Den Rest hörte ich nicht mehr, weil sich die Glastüren surrend hinter ihnen schlossen.

Neben mir stieß Alice einen verträumten Seufzer aus. »Hach, nur noch einmal jung sein.«

»Hm«, machte ich nur und dachte bei mir, dass ich diesen Satz garantiert niemals aussprechen würde.

KAPITEL 2



Obwohl ich im Schatten meines Lieblingsbaumes im kühlen Gras saß, trieb mir die Hitze schon wieder Schweißperlen auf die Stirn. Ich seufzte schwer und ließ den Blick über die Getreidefelder schweifen, die mich umgaben. Die üblichen Grillenschwärme zwischen den Halmen veranstalteten einen Mordslärm. Das Gezirpe übertönte problemlos die Motorengeräusche der nahe gelegenen Kiesgrube.

Direkt vor mir konnte ich über den goldbraunen Ähren die Dächer einer kleinen Siedlung am Stadtrand erkennen. Das Slumviertel von Minebrooke. Triste Bungalows mit spröden Holzfassaden und windschiefen Verandadächern, die nur selten dicht waren, umrahmt von ausgedörrten Gärten, in denen eine beeindruckende Vielfalt von Disteln wuchs.

Einwohnerzahl: vierzehn. Mich eingeschlossen.

Mein Handy vibrierte in meiner Hosentasche. Ich zog es heraus und quittierte den Wecker, den ich mir gestellt hatte, um meine heutige Spätschicht im Diner nicht zu verpassen.

Träge schob ich das zerkratzte Telefon zurück in meine Jeansshorts. Es kostete mich einiges an Überwindung, aufzustehen und den einzigen Platz in ganz Minebrooke zu verlassen, an dem ich mich gern aufhielt.